

## **Deutscher Frauenring, Landesverband Niedersachsen**

### **38. Europatag in Osnabrück**

Freitag, 20. Mai 2016, 10.30 Uhr, Landkreis Osnabrück

#### **Vortrag**

#### **Sophie von der Pfalz – Eine Europäerin in Osnabrück**

Dr. Susanne Tauss

Meine sehr geehrten Damen,  
sehr geehrte Herren,

sie redete, schrieb und dachte in vier bis fünf Sprachen, lebte in ebenso vielen Geisteskulturen, wuchs in Holland auf, lebte in der Pfalz, in Osnabrück und Hannover und war verwandt mit fast allen europäischen Fürstenhäusern: Meine Damen und Herren, Sie sehen, der für diesen Vortrag gewählte Titel umreißt nur andeutungsweise, was es mit dieser „Europäerin“ auf sich hat. Und Andeutung über weite Strecken auch bleiben, was nun folgt: Denn vorstellen möchte ich Ihnen in aller gebotenen Kürze eine der faszinierendsten Frauenfiguren des 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Sophie von der Pfalz – oder später auch „Sophie von Hannover“ – hat in ihrer 84-jährigen Lebensspanne nicht nur klug, gewitzt, ironisch und realistisch, stolz und bemerkenswert tolerant ihre Zeit beobachtet. Sie war zugleich eine der dynastischen und kulturellen Hauptfiguren im Alten Reich und in Europa. Wir sollten daher gelassen, wie auch Sophie selbst es getan hätte, über den kleinen Fehlerteufel hinwegsehen, der dieser Frau unterstellt, eine Europäerin „aus Osnabrück“ zu sein. Vielmehr wollen wir uns bescheiden freuen, dass sie – auch – „in Osnabrück“ gelebt und gewirkt hat.

Die Frau, um die es hier geht, ist zwar vor über dreihundert Jahren gestorben. Sie tritt uns aber dank ihrer Memoiren und ihrer umfangreichen Korrespondenz in erstaunlicher Frische entgegen – trotz aller historischen Distanz und deutlich gewandelter politischer wie sozialer Verhältnisse. Wir erfahren Sophie aus ihren Schriften als mit Scharfsinn und Beobachtungsgabe ebenso ausgestattete Fürstinnenpersönlichkeit wie auch auf dynastischen

Aufstieg und Würde bedachte Frau. Und dies bei aller Skepsis gegenüber leerem Formalismus in Etikette und Zeremoniell. Dafür hatte sie, genauso wie für übersteigerte Selbstüberschätzung nur Spott und Ablehnung übrig. Gleichwohl müssen wir uns klarmachen, auf welchem Boden sich jegliche Beschäftigung mit Vertretern der Frühen Neuzeit bewegt, nämlich auf jenem einer feudalen Ständegesellschaft, also einer als gottgegeben verstandenen sozialen Hierarchie, die eine Hierarchie an Macht, Ehre und Einfluss war. Und dies galt nicht nur für die deutschen Territorien, sondern europaweit und wandelte sich erst mit der Französischen Revolution und in den darauf folgenden circa zwei Jahrhunderten maßgeblich.

Ihr heutiges Thema, sehr geehrte Damen vom Deutschen Frauenring (denen ich herzlich für Ihre Einladung danke), ist Europa. Mein besonderes Thema ist Sophie als „Europäerin“. Das ist ein großes Wort. Denn: Von welchem Europa sprechen wir überhaupt, wenn wir von Sophie sprechen? Und wie verhält es sich zum heutigen? Selbst wenn die politisch Denkenden sich auch um 1700 beispielsweise schon Sorgen machten um eine „europäische“ Machtbalance, so gingen sie maßgeblich von konfessionellen und daran geknüpften politischen Gewichtungen aus. Großbritannien erhielt damals ein besonderes Gewicht, war doch seine Rolle als verlässlicher Partner protestantischer Territorien ernsthaft ins Schwanken geraten, und Sophie selbst sollte für die Lösung dieses Problems eine Schlüsselrolle spielen. Ja – es ging um eine diffizile Balance zwischen Macht, (v. a. ökonomischen) Einfluss und Stabilität in einem größeren geopolitischen Gefüge. Aber: Jeder weitere Vergleich zwischen 1700 und heute verbietet sich. Die heutige politische Landkarte ist nicht die von vor 300 Jahren. Denn sowohl nationale Grenzverläufe als auch und insbesondere das politische System der zugehörigen Staaten haben sich entschieden verändert. Und auf Parlamentarismus fußende Demokratien haben längst ausschließlich dynastisch gesteuerte Fürstenstaaten abgelöst.

Während beispielsweise Zentralismus und Absolutismus die französische Nation mit ihrer territorialen Geschlossenheit und der Unterordnung des französischen Adels unter die Königsmacht bis zur Revolution kennzeichneten, so sah das Bild des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation vor 3-400 Jahren bekanntlich sehr anders aus: Kleine Staaten in räumlicher Zersplitterung und demzufolge hoher Dichte an kleineren und größeren Fürstentümern und Herrschaften bestimmten hier die politische Landkarte. Das galt beispielsweise auch für die Gebiete des Welfenhauses, das uns hier noch weiter beschäftigen wird. Sie lagen im 17. Jahrhundert als geographisch z. T. ausgefrante Gebilde dicht

beisammen und umschlossen v. a. die relativ überschaubaren Herrschaftsgebiete von Celle, Lüneburg, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hannover (mit Calenberg, Göttingen und Grubenhagen). Insbesondere fürstlichen Eheverbindungen wurde daher – hier wie anderswo – eine wichtige Rolle im Sinne von territorialen Machterweiterung und von Machterhalt zugeschrieben. Und genau jenes Gefüge war es auch, in das Sophie, eine relativ chancenlose Fürstentochter, einheiratete. Aufstieg und Machtzugewinn wurden, wenn nicht mit militärischen Mitteln, so mit jenen der Heiratspolitik betrieben. So verwundert es nicht, dass letztlich fast jedes Fürstenhaus, wie auch im Idealfall Sophie, ein weit, in der Regel europaweit ausgreifendes Verwandtschaftsnetz vorweisen konnte: Ihre Großmutter war dänische Prinzessin, ihr Großvater englischer König, ihre Nichte Liselotte Schwägerin Ludwigs XIV., die eigene Tochter wurde Kurfürstin von Brandenburg und später erste Königin in Preußen – eine Liste, die sich verlängern ließe. Schien Sophie in diesem Gefüge gut gebettet und abgesichert, so waren ihre Startchancen doch alles andere als rosig. Sophie war zwar „ahnenstolz“. Ihre Lehren aus der Kehrseite von Glanz, Prestige und Macht hatte sie aber schon früh gezogen: Sie war das Kind von Exilanten.

Sophie wurde 1630 als zwölftes Kind des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. (der als böhmischer „Winterkönig“ in die Geschichte einging) und der Elisabeth Stuart, Tochter Jakobs I. von England, in Den Haag geboren. Die Eltern hatten sich kurz nach ihrer prunkvollen Krönung in Prag und der gegen die katholische Liga verlorenen Schlacht am Weißen Berg 1620 landlos ins Exil begeben müssen. Erst die holländischen Generalstaaten gewährten es ihnen – nach einem Herumirren durch halb Europa – gnädig. Nach dem frühen Tod des Vaters 1632 kämpfte die Mutter Elisabeth allein weiter, ihre Rechte als pfälzische Kurfürstin und englische Königstochter zu wahren. Sie ließ ihre Kinder in Leiden, entfernt von ihrem Hof, streng kalvinistisch erziehen, und Sophie erinnert sich noch als Fünfzigjährige mit Missmut an ihre schreckensvollen Erzieherinnen. Erst im Alter von zehn Jahren wurde Sophie an den Haager Hof zurückgeholt, und es gingen ihr die Augen auf: Denn nun tauchte sie staunend ein in die, wie Christine van den Heuvel es formuliert, „Welt des Hofes mit ihren Intrigen und diplomatischen Finessen, fein gesponnenen Heiratsplänen für die Geschwister und deren ebenso subtile Hintertreibungen“ (in: Merkel/Wunder 2000).

Doch bevor für die Heranwachsende selbst dergleichen Pläne konkret werden konnten, kam die erste Ernüchterung: Mit der Absetzung und Hinrichtung Karls I. von England (1649) versiegte die Unterstützung aus London, und Sophies anspruchsvolle Mutter musste

empfindliche Einschränkungen für sich und ihren Hof hinnehmen. Sophie entkam dieser Situation dank einer Einladung nach Heidelberg. Ihr Bruder Karl Ludwig hatte nach dem Westfälischen Friedens sein pfälzisches Kurfürstentum zurückerhalten und begann nun energisch, sein zerrüttetes Land wieder aufzubauen. Sophie verbrachte am Heidelberger Hof insgesamt acht Jahre. Geistige Anregungen gewährten ihr sowohl der hoch gebildete Bruder als auch ihre an Naturwissenschaften und Philosophie interessierte Schwester Elisabeth. Literatur, schöne Künste und Theater, Musik und Gespräche waren der kulturelle Fond, aus dem Sophie ihr ganzes weiteres Leben lang schöpfte, Heidelberg war ein Musensitz, wie sie ihn zeitlebens für sich selbst ersehnte.

Doch selbstverständlich galt der Heidelberger Aufenthalt auch der Heiratssondierung. Zu den vielen dortigen Besuchern zählten unter anderem die Herzöge Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. In glücklich erfolgten Verhandlungen, in denen Sophie kein aktiver Part zukam, wurde sie schließlich 1658 mit Georg Wilhelm verlobt. Nach Unterzeichnung des Heiratskontrakts reiste er mit Ernst August zunächst wohlgenut nach Italien weiter. Doch was dann folgte, machte Sophies Eheschließung sonderbar berühmt, nämlich ein eigenwilliger Brauttausch: Denn Georg Wilhelm verzichtete bei seiner Rückkehr kurzentschlossen auf Sophie, da er in Italien angeblich in einen für die Heirat „ungeeigneten“ Zustand geraten sei. Alternativ reichte er Sophie an seinen jüngsten Bruder Ernst August weiter, dem er zugleich all seine Erstgeburtsrechte abtrat und zusicherte, sich nie zu vermählen. Im entsprechend geänderten Ehekontrakt spielte diese Verzichtserklärung eine zentrale Rolle. Denn sie sicherte Sophies Nachkommen, trotz der Heirat mit einem in der Regel aussichtslosen Jüngsten eine hinreichende Versorgung. Das war mehr, als sie ursprünglich erwarten konnte, und hatte weitreichende Folgen. Sophie trug diesen ungewöhnlichen Handel mit der ihr eigenen Fassung – sie wusste allzu gut um das Los deutscher Fürstentöchter. Die Heirat fand Ende September 1658 in Heidelberg statt und bedeutete für Sophie den Abschied von fast neun Jahren am dortigen Hof. Nach einer Brautfahrt über Frankfurt, Kassel und Hannoversch Münden wurde sie von allen vier Welfenbrüdern im feierlichen Einzug nach Hannover „eingeholt“. Als neue Herzogin von Braunschweig-Lüneburg lebte sie dort in einer nicht immer spannungsfreien „ménage à trois“ am Hof ihres ersten Heiratskandidaten, der ihr nach wie vor Avancen machte.

Aus der Perspektive des von Sophie stets als düster beschriebenen Schlosses an der Leine schienen finanzielle Unabhängigkeit, eine eigene Hofhaltung, weit mehr aber ein eigenes Territorium in weiter Ferne. Es liege allein bei Gott, so Sophie 1659, ob sie und Ernst

August einst einen eigenen Hof haben würden. Doch zumindest war vorprogrammiert, wohin es dann gehen sollte: in das Hochstift Osnabrück, garantierte doch der Westfälische Frieden Ernst August den hiesigen Bischofshut – allerdings unter besonderen Voraussetzungen. Denn mit der *Capitulatio perpetua* wurde eine reichsweit einmalige Konfessionslösung für das Hochstift formuliert: Auf den zunächst zurückkehrenden Katholiken Franz Wilhelm von Wartenberg sollte ein protestantischer Herzog aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg nachfolgen, dann ein Katholik und wieder ein Welfe. Dieser ungewöhnliche Rhythmus galt bis 1802. Ein bleibendes Anrecht auf das Osnabrücker Territorium war also nicht für das Welfenhaus gegeben.

Nach dem Tode Franz Wilhelms Ende 1661 kam die alternierende Sukzession erstmals zur Anwendung und bot Ernst August und Sophie eine – wenngleich besondere – Herrschaft samt eigener Residenz. Dass das Fürstbistum Osnabrück keinen Quantensprung in der finanziellen Ausstattung erwarten ließ, war Sophie bewusst, so dass man „zu schinden undt zu schaben“ haben werde, wie sie vermerkt. Doch trotz mancherlei Einschränkungen überwog die Freude auf die bevorstehende Unabhängigkeit vom Hannoveraner Hof.

Da im Stadtgebiet Osnabrücks noch keine Residenz existierte, erwartete Sophie und Ernst August die ländliche Iburg als künftiges Domizil, eine vor den Ausläufern des Teutoburger Waldes gelegene Doppelanlage aus Kloster und Schloss. Während das im 11. Jahrhundert gegründete Benediktinerkloster den östlichen Teil des schmalen Höhenzugs beherrschte, residierten die Osnabrücker Bischöfe auf der westlichen Berghälfte. Dank umfassender Sanierungsmaßnahmen des Amtsvorgängers erwartete Ernst August und Sophie eine durchaus komfortable Residenz. Gleichwohl bot sie bis dahin nur Raum für einen Männerhof, der auf einen zölibatär lebenden Landesherrn zugeschnitten war. Nun hielt indes eine ganze Bischofsfamilie (zwei Söhne waren schon geboren) samt Hofstaat einer Herzogin Einzug. Nicht umsonst war Sophies erster Eindruck ambivalent: „[...] ich befinde mich in einem sehr hübschen Haus, das mich bei meiner Ankunft sehr bezaubert hat. Alles, was es dem Auge bietet, erscheint prächtig“, aber „es gibt keinerlei Unterkünfte im ganzen Flecken ringsum, um auch nur einen Ehrenmann logieren zu lassen. Und unsere Höflinge schätzen sich übergücklich, wenn sie für ihr Strohbett einen Kuhstall ergattern.“ Das Problem der räumlichen Enge löste man, indem man einen neuen Gebäudetrakt direkt über eine Durchfahrt setzte. Hier kam auch die evangelische Schlosskirche unter, die fortan einen Gegenpart zur alten Klosterkirche bildete. Im Großen Saal der Iburg, dem Rittersaal, ergänzte das Bischofspaar schließlich die Galerie aller Amtsvorgänger um zwei Doppelbildnisse: das eigene und das Karls des Großen. Dass auch Karl eine Gemahlin an die

Seite gestellt wurde, erzeugte eine absichtsvolle Analogie mit Ernst August und Sophie. So koppelte sich das protestantische Fürstenpaar selbst unmittelbar an die Bistumsgründung zurück. Das Gewicht, das hier Sophie als Fürstin und Gefährtin beigemessen wird, vermittelt neben dem Verständnis des Paares als Landesvater und –mutter zugleich deren Menschlichkeit, Wohlwollen und Güte, welche die Beischrift beschwört. Sophies Herkunft aus einem königlichen Haus hat diese Bildaussagen freilich verstärkt – sie wertete an der Seite des Bischofs das kleine Territorium deutlich auf.

Für die zeitlebens an religiösen Fragen hoch interessierte Sophie bot die Iburg zudem mancherlei Anregung, so auch die Nachbarschaft zum Benediktinerkloster. Sie stand in regem Austausch mit dem Abt, dessen Gutmütigkeit und Klugheit sie sehr zu schätzen wusste. Konfessionsgrenzen waren für sie zeitlebens eher Anlass für interessierte Gespräche als für Abschottung.

Wenig unterhalb der Iburg lag ein zur Residenz gehörender Lustgarten. Mit ihm berühren wir ein weiteres, Sophie lebenslang begeisterndes Thema. Hier konnte sie erstmals über einen eigenen Garten verfügen, in dem sie, wie schon in Heidelberg, ihrer Leidenschaft für Spaziergänge und frische Luft frönen konnte. Pflanzen von weither zu importieren, gehörte zur fürstlich-repräsentativen Sammelleidenschaft der Zeit, der auch Sophie mit Freuden folgte. Einen attraktiven Zuwachs an Gartenkultur versprach insbesondere die Aussicht auf Pomeranzenbäume. Diese empfindlichen Pflanzen gehörten zum Kostbarsten, was ein fürstlicher Garten bieten konnte. So war es ein großes Glücksmoment, als 1669 der in Heidelberg lebende Lord Craven all seine Orangenbäume an Sophie verschenkte. Sie bildeten später den Grundstock für den Osnabrücker Orangeriebestand, aus dessen sommerlichem Blütenduft Sophie viele Jahre später ihren Bruder herzlich grüßte.

Nicht nur Ernst August – er politisch motiviert, aber auch dank jährlicher Lustreisen nach Italien – war viel unterwegs; auch Sophie legte eine beachtliche Reiseaktivität an den Tag. Wechsel an verwandte und befreundete Höfe oder Jagdaufenthalte gehörten zu den fürstlichen Usancen. Hinzu kamen weitere Reisen – so in Heilbäder, nach Amsterdam oder Heidelberg, eine bemerkenswerte Exkursion in den Harz (Sophie war die erste Frau überhaupt, die in die Bergwerke hinabstieg) und schließlich die einzige, etwa einjährige Italienreise Sophies 1664/65.

Anders als für Prinzen gehörten große Bildungsreisen nicht zum Erziehungsprogramm von Fürstentöchtern. Genauso wenig war es aber für verheiratete Fürstinnen selbstverständlich, dass sie sich, selbst wenn sie schon für dynastischen Fortbestand gesorgt hatten, auf das

Wagnis einer so großen Reise einließen. 1660 wurde der erste Sohn Sophies geboren, sechs weitere überlebende Söhne und eine Tochter folgten. Die Hauptaufgabe einer Fürstin, das Haus zu sichern, hat Sophie mehr als erfüllt. Doch die Ehre einer Fürstin gebot nicht nur die Geburt legitimer Kinder, sondern auch die Wahrung ihrer Ehre auf allen Ebenen.

Herumreisende Frauen genossen daher einen zweifelhaften Ruf. Sophie fand gleichwohl, es sei kein Verbrechen für eine Dame, sich an einem fremden Ort aufzuhalten.

Ihre Italienreise, zu der ihr Mann sie ausdrücklich ermuntert hatte, führte von Iburg über Heidelberg, den Brenner und Verona bis nach Venedig und Rom und galt sowohl der Bildung als auch persönlichen Begegnungen mit internationalen Standesgenossen, Künstlern und Gelehrten. Sophies Blick auf bildende Kunst und Architektur, auf Schlösser und Gärten war schon zuvor durch Erziehung und Herkunft geschult.

Durch Italien zu reisen, bedeutete schließlich, jenes Land zu sehen, das internationale Standards für die Bau- und Gartenkunst setzte, seien es die Villen, die Paläste oder die hinreißenden Gartenanlagen, die Sophie in hohem Maße faszinierten.

Zurück auf der Iburg, dürfte Sophie der Kontrast zum soeben Erlebten schmerzlich bewusst geworden sein. Denn trotz zahlreicher häuslicher Vergnügungen wie Musik, Theater, Lektüre oder Spielen erkannte Sophie sehr klar die Grenzen ihrer Iburger Abgeschlossenheit und beklagte fehlende geistige Anregung.

All die italienischen Reiseeindrücke haben sicherlich das Osnabrücker Schlossprojekt beflügelt und gaben ihm in der baulichen Gestalt maßgebliche Impulse. So war der Wunsch, mehr Raum für Verwaltung und Bedienstete zu haben als im begrenzten Iburg, zwar ein wichtiger Impuls für den Osnabrücker Neubau. Aber auch die Standards für eine angemessene repräsentative Hofhaltung hatten sich europaweit verändert: Zentral war nun ein in der Raumordnung widergespiegeltes Zeremoniell. Das Osnabrücker Schloss antwortete auf diese modernen Erfordernisse mit großer Konsequenz. Und es gehört bis heute zu den frühesten barocken Schlossanlagen im norddeutschen Raum.

Zwar verschlang dieser 1669 begonnene und 1673 – noch unfertig – bezogene Neubau Unsummen. Doch hatte Ernst August durch eine eigens erhobene Steuer vieles dieser Kosten auf die Untertanen verteilt. Sophie selbst hat diesen Schlossbau entschieden vorangetrieben. Unüberhörbar ist am 5. Juni 1669 ihr ungeduldiger Wunsch, dass „(unser) fürstlichge(s) palatium à Osnabruc“ schon fertig wäre. Denn ihr war in hohem Maße an einer Residenz als Kultur- und Repräsentationsort gelegen, wie sie ihn aus Heidelberg und vielen weiteren Schlössern kannte. Ein Musensitz konnte gegebenenfalls auch fehlenden

politischen Einfluss kompensieren. Allein die schieren Abmessungen und die architektonische Formensprache des Osnabrücker Neubaus setzten hierfür klare Signale. Sie verwiesen sichtbar und erlebbar auf den Anspruch seiner Eigentümer auf angemessene Repräsentation, höchste – z. B. an Holland und Italien geschulten – kulturelle Bezugsgrößen sowie auf die Berücksichtigung aktueller zeremonieller Vorgaben.

Sowohl in seinem inneren Gefüge als auch in der äußeren Disposition spricht das Osnabrücker Schloss – wie auch einst im Inneren – die klare Sprache eines absolutistischen Fürstenverständnisses: mittig liegender Hauptbau (Corps de logis) und untergeordnete Seitenflügel widerspiegeln klare hierarchische Strukturen. Neben kalkulierte Monumentalität treten zahlreiche Formelemente, die auf berühmte Vorbilder schließen lassen wie z. B. den Palazzo Farnese in Rom. Italienische Maßstäbe galten gleichermaßen auch für die seit dem 2. Weltkrieg verlorene Innenausstattung, für die man italienische Stuckatoren und Maler engagierte.

Wirklich vollständig war ein solches Schloss aber erst in Einheit mit dem ihn umgebenden, seinen Raum ins Freie erweiternden Garten, wie er für Osnabrück selbstverständlich mitgeplant wurde. Als Vorbild schwebte Sophie zeitlebens der berühmte „Hortus Palatinus“ der Heidelberger Residenz vor Augen. Ihn zieht sie selbst in der überbordenden Gartenfülle Italiens gerne als Vergleichsmoment heran. In Osnabrück endlich mit (wenngleich finanziell stets knappen) Möglichkeiten ausgestattet, sich ein eigenes Gartenreich zu schaffen, begann Sophie mit der ihr eigenen Energie ihr Werk. Kannte sie die Gärten Heidelbergs, Hollands und Italiens aus eigener Anschauung, so standen ihr zur weiteren Anregung internationale Stichwerke, Traktate und Ratgeber zur Verfügung und mit Martin Charbonnier zudem ein in Frankreich geschulter Gartenarchitekt, ein Schüler des berühmten André Le Nôtre. Das Anspruchsniveau, mit dem Bau und Ausstattung des Osnabrücker Schlosses als Gesamtorganismus unternommen wurden, spiegelt sich also auch hier mehr als deutlich.

Doch auch für Osnabrück galt: Sophies Tage hier waren gezählt. Zwar bedeutete die Beerbung von Ernst Augusts 1679 verstorbenem Bruder Johann Friedrich mit den Herzogtümern Calenberg, Grubenhagen und Göttingen einen erfreulichen territorialen Zuwachs, den Sophie wohlgefällig zur Kenntnis nahm. Doch war damit auch die Rückkehr in die ungeliebte Residenz Hannover verbunden – ein Schritt, der ihr außerordentlich schwer fiel. Konnte Sophie hier von den Gemächern ihres Mannes direkt in den Garten treten, im Duft ihrer Orangenbäume lustwandeln und dem planmäßigen Wachsen und Gedeihen zuschauen, so bot ihr das unbequeme, von ihr selbst als schmutzig und hässlich bezeichnete

Leineschloss ein unattraktives Kontrastprogramm. Sophie war förmlich „schlecht gelaunt, appetitlos, humorlos, schlaflos“; in Osnabrück, so schreibt sie weiter, erfreute sie sich an leblosen Dingen, die ihr nie unangenehm wurden, wie ihrem Garten, ihren Blumen, ihrem Haus und ihren Möbeln; nun sei sie auf einen Schlag all dieser Dinge beraubt. Und gerade ein Garten mit all seinen Annehmlichkeiten schien hier in weiter Ferne. Das jäh unterbrochene Osnabrücker Projekt schmerzte Sophie, und sie wurde nicht müde, das zu betonen. Ihr ganzes Leben lang werde sie Schloss und Garten von Osnabrück vermissen und in ihrem Herzen immer dort sein, klagt sie variantenreich in ihren Briefen.

Ein leiser Trost war es immerhin, dass außerhalb Hannovers die Sommerresidenz Herrenhausen lag, wo schon der verstorbene Schwager mit einer französisch orientierten Neugestaltung begonnen hatte. Selbstverständlich plante Sophie hier weiter, so dass schließlich auch die Osnabrücker Orangenbäume einen neuen Platz fanden, ebenso Charbonnier selbst, der in Herrenhausen einen neuen Aufgabenbereich erhielt (1682). Mit ihm gemeinsam schuf Sophie das, was bis heute in Herrenhausen Wirkung zeigt: eine barocke Gesamtgliederung entlang einer dominanten Hauptachse und – bei allem Formalismus – die gelungene Verschmelzung von Lust- und Erholungsort: für höfische Feierlichkeiten wie Empfänge, Theateraufführungen und Ballett – ein würdiger Rahmen schließlich auch für die Hochzeitsfeier von Sophies Tochter Sophie Charlotte mit dem brandenburgischen Kurprinzen. Doch damit waren Sophies Bemühungen um ihren neuen, später sogenannten Großen Garten längst nicht beendet. Sukzessive wurde erweitert, verschönert, vergrößert. Und nachdem sie dort schließlich ihren Witwensitz eingerichtet hatte, schien auch Osnabrück weitgehend vergessen, weil nun schlicht übertroffen „Ich spazierte regelmäßig in einem der schönsten Gärten der Welt, der täglich größer wird“, schreibt sie voll Stolz im Jahr 1704.

Halten wir kurz inne. Denn der Zeitraum, von dem wir hier sprechen, überschreitet zum einen inzwischen die Lebensspanne von Sophies Ehemann Ernst August (gest. 1698) und zum anderen wichtige politische Ereignisse, die den weiteren – aus Osnabrücker Perspektive noch ungeahnten – Aufstieg dieses Fürstenpaares bedingten. So galt es zum einen, auf eine gefährlich werdende dynastische Konkurrenz zu reagieren, die Sophie und Ernst August erwuchs, da Sophies einst ausgeschiedener Ehekandidat sich mitnichten an seine vertraglichen Zusicherungen hielt: Entgegen allen Versprechungen ehelichte Georg Wilhelm 1676 die Hugenottin Éléonore d’Olbreuse, die er durch Erhebung in den Stand einer Gräfin zu einem angemessenen Rang erhöhte. Nicht ohne Grund bangte Sophie um die Rechte ihrer

eigenen Nachkommen, als schließlich zwei Kinder aus dieser unerwarteten Verbindung hervorgingen. Um einer drohenden Teilung der Herzogtümer vorzubeugen, verheiratete man schließlich Cousin und Cousine und gab dem ältesten Sohn Ernst Augusts und Sophies die Tochter Georg Wilhelms und Éléonores zur Frau – nicht ohne Missbehagen auf Seiten Sophies. Bekanntlich endete diese kalkulierte Ehe in einer Katastrophe: Die Schwiegertochter Sophie Dorothea ließ 1694, trotz mancher Warnungen, eine außereheliche Affäre nicht unbemerkt. Das Schicksal dieser sogenannten Prinzessin von Ahlden, vielfach romantisiert, ist weithin bekannt: Ihr Geliebter wurde ermordet, sie selbst verbannt. Sophie, ebenso der Rest der Familie, äußerte sich zu diesem Vorfall nicht. Denn das noch junge Kurfürstentum konnte damals alles andere gebrauchen als einen reichs- und europaweit ausstrahlenden Skandal, war doch erst 1692 dieser neue Rang teuer errungen worden und der neue Status selbstverständlich tadellos zu wahren. Nur mit großen Zugeständnissen an den Kaiser (u.a. durch militärische und finanzielle Unterstützung) war überhaupt eine neunte Kur (küren = wählen/Anrecht auf Kaiserwahl, höchste fürstliche Würde) im Reich geschaffen worden.

Doch schon zuvor gab es ein Datum, das langfristig die dynastischen und machtpolitischen Verhältnisse in Europa zugunsten des Hauses Hannover verschieben sollte: die „Glorious Revolution“ von 1688. Der Stuartkönig Jakob II. wurde in jenem Jahr unsanft vom englischen Thron gestoßen, nachdem er selbst seine loyalsten Anhänger durch seinen zur Schau gestellten Katholizismus schockiert und Befürchtungen eines an Frankreich orientierten Papismus heraufbeschworen hatte. So schrieb Sophie ahnungsvoll an ihre Tochter: „man kann diesem wackeren Fürsten nur wünschen, daß er nicht eine so lose Zunge hätte, die ihn nun wahrscheinlich um seinen Thron bringen wird“. So kam es auch. Als protestantischer Glaubensretter trat Jakobs eigener Schwiegersohn, Wilhelm III. von Oranien, auf den Plan. Sophie witterte, dass diese Ereignisse möglicherweise eines Tages auf sie selbst zurückwirken könnten, und verfolgte aufmerksam das Geschehen jenseits des Kanals. Denn sie wusste durchaus: Sie war die einzige protestantische Stuart-Nachfahrin – eine für England innen- wie außenpolitisch gewichtige Tatsache. Zwar mochten die Chancen zunächst schlecht stehen, da die unmittelbare Thronfolgerin eine große Kinderschar zur Welt brachte, aber sie lebten jeweils nur wenige Jahre. So traf im Jahr 1700, nach dem Tod des einzig verbliebenen Sohnes von Queen Anne, das britische Parlament Vorkehrungen, den Thron im Sinne einer europäisch-konfessionellen Machtbalance weiterhin für den Protestantismus zu sichern. Hierfür kam jedoch nur ein Haus in Frage, das Haus

Hannover, und als Thronfolgerin Sophie. Sie hatte ihr 70. Jahr bereits überschritten, als Sophie 1701 feierlich die Urkunde des „Act of Settlement“ überreicht wurde, jenes Dokument, in dem ihr das britische Parlament die Thronfolge schriftlich zusicherte. Ob sie selbst tatsächlich diesen Thron besteigen würde, war auch der nüchtern denkenden alten Kurfürstin eine schwer zu beantwortende Frage. Die geistig rege und sich durch tägliches Spaziergehen gesund haltende „Grande Dame“ wäre jedoch im Erbfall wohl stehenden Fußes auf die Insel gereist. Dramatisch blieb die Nachfolgefrage dennoch bis zuletzt: Zwar schloss der „Act of Settlement“ die Wiederkehr eines katholischen englischen Königiums für immer aus, aber sowohl große Spannungen zwischen Queen Anne und Hannover als auch innerhalb der Londoner Regierung ließen die hannoversche Regierung noch 1714 sorgenvoll auf die bereits erwähnte „Balance of power“ blicken, bestand doch die Gefahr, dass es bei Ausbleiben der protestantischen Sukzession „zum vollkommenen Verlust der Sicherheit und Freiheit in Europa und zum Untergang des ‚evangelischen Religionswesens‘ kommen werde.“ (Kampmann). Sophie, die gerade aufgrund ihres Interesses an Religionsfragen sicherlich prädestiniert gewesen wäre, die in London wartenden Herausforderungen zu meistern, machte sich jedoch bezüglich der Realisierbarkeit der vorgesehenen Thronfolge wenig Illusionen: „Ob man mich wirdt in Englant verlangen, *zall de teit leren*“. Und unsentimental, doch wohl nie ohne Koketterie, stellte die über 80-Jährige fest, sie werde wohl die britische Krone selbst nicht mehr tragen. Und es ist in der Tat von eigenwilliger Ironie der Geschichte, dass Sophie 1714 nur wenige Wochen vor Queen Anne verstarb. Sophie, die sich stets die Ärzte vom Leib hielt und ihre Begleiter in Atem, starb am 8. Juni 1714 bei einem Spaziergang durch den Großen Garten von Herrenhausen. Und wie hatte sie schon 1701 geschrieben?

„Wir menschen machen uns viel sorgen, undt haben es oft gar nicht nötig; ich kan Gott alle augenblick nicht genug dancken, daß ich Gottlob nicht das geringste ungmach von mein alter habe; ich gehe ihm garten alle meine leute mütt, arbeit, wan ich will, gar beim licht, habe noch zen, ... Gott allein seye lob undt danck tharvor! Aber in ein augenblick kann ich doch vergehen wie ein blum auff dem felde, undt habe die genad von Gott, daß ich den thodt gar nicht fürgte“.

Die englische Thronfolge trat bald nach dem Tode Annes – und mit großen Zweifeln – Sophies ältester Sohn Georg Ludwig (Georg I.) an. Zu ihm noch folgender kurzer Hinweis: Seine Doppelherrschaft, die entsprechend weiterhin das Kurfürstentum Hannover umfasste, zwang Georg noch häufig zu Reisen nach Hannover. Was aber hier in der Region kaum

bekannt ist: Dieser erste britische König der 123 Jahre währenden Personalunion starb 1727 in Osnabrück während eines Besuchs bei seinem jüngsten Bruder, Fürstbischof Ernst August II. Sie waren damals die beiden letzten überlebenden Kinder Sophies. Zu beiden wäre noch viel zu sagen – doch das wäre ein gänzlich anderer Vortrag.

Zurück zu Sophie, einer Persönlichkeit, die dieser Stadt und dieser Region viel abgewinnen konnte und hier vielfältig gestaltend tätig wurde. Mit der vielsprachigen, belesenen und politisch wie kulturell höchst aufgeschlossenen Sophie streifte Osnabrück für fast 20 Jahre ein europaweit ausgreifendes Kommunikationsnetz und eine international ausgerichtete Hofkultur, wenngleich hier noch in relativ überschaubarem Maße. Vom ersten bescheidenen eigenen Hof in Iburg und Osnabrück gelang der dynastisch selbstbewussten Sophie ein erstaunlicher Aufstieg von einer ahnenstolzen, aber relativ unbedeutenden „Madame d’Osnabruc“ bis hin zur Kurfürstin und zum Anspruch auf die englischen Krone. Privilegiert und im Wesentlichen durch Steuern der Untertanen finanziert, war sie zeitlebens. Aber ihre geistige und kulturelle Regsamkeit, ihr Mut, Dinge beim Namen zu nennen oder kühl wie auch ironisch zu bewerten, zeichnen sie neben großer Zielstrebigkeit sowie Großzügigkeit gegenüber Schwächeren in hohem Maße aus. Und ihr Werk, der Osnabrücker Garten, oder Lektüre, Musik oder das Briefeschreiben entschädigten sie sicherlich manches Mal für ausbleibende Inspiration, derer sie doch so bedurfte. Denn das „Chaos meines Verstandes“ suchte geistige Anregung, die just das Osnabrücker Land Sophie nicht immer im erhofften Maße bieten konnte, wo die Konversation vorrangig aus „ja“, „nein“ oder „ich weiß nicht“ bestand (Brief an KL, Juli 1679). Dies glich sie zeitlebens mit Lektüre und Korrespondenz, durch Gespräche mit Gelehrten oder Theologen sowie durch Begegnungen mit Berühmtheiten ihrer Zeit aus. Ein ungewöhnlicher Stellenwert kam in Sophies Geistesleben jedoch insbesondere der vertrauensvolle Kontakt mit Leibniz zu. Im intensiven Austausch mit dem Philosophen und Universalgelehrten bemühte sich Sophie insbesondere um eine Union der protestantischen Kirchen. So schlug ihr Leibniz vor (G. van den Heuvel), Gemeinsamkeiten der anglikanischen und protestantischen Kirchen auszuloten, um eine Annäherung und damit zugleich ein Gegengewicht zu den katholischen Mächten zu schaffen, allen voran Frankreich. Sophie unterstützte dieses Vorhaben Leibniz’ mit Interesse und großer Hingabe – trotz ihrer in eigener Sache abgeklärten Haltung. Denn die Beförderung einer europäischen protestantischen Union stand einer aus dynastischen Gründen vorteilhaften Konversion zum Katholizismus nicht entgegen. Eine solche boten Ernst August und Sophie 1677 – jedoch vergeblich – Kaiser und Papst an, um Osnabrück als

ein weltliches Fürstentum zu erkaufen. Aber dies schloss nicht aus, dass der geistige Horizont der Fürstin zugleich auf weitaus höhere Ziele wie einen allgemeinen Religionsfrieden gerichtet war. Und dieser war, das wussten Sophie und Leibniz nur zu gut, nur in winzigen Schritten erreichbar.

Frieden, religiöse Toleranz und ein humanes Welt- und Menschenbild waren für Sophie unhinterfragbare Werte, die sie im Rahmen ihrer Standeskonventionen nach Kräften vertrat und unterstützte. Sie empörte sich über Hexenverfolgungen genauso wie über Dummheit oder religiösen Übereifer und Hokusfokus.

Und Sophies häufig verwendetes Zitat, „give peace in our time, o Lord“ („our time“, nicht erst in Ewigkeit), hat bei aller historischen Distanz, die ich heute zu überbrücken versuchte, nichts an Kultur-, Religions- und Politik-verbindender Aktualität verloren.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!